

Bremer Literaturpreis 2022 – Förderpreis

Preisverleihung am 24. Januar 2022, im Bremer Rathaus

Matthias Senkel: »Winkel der Welt«

Laudatio auf **Matthias Senkel**,

von Stefan Zweifel, gehalten von Dr. Lothar Müller

**Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrte Staatsrätin Carmen Emigholz
und sehr geehrter Matthias Senkel,**

Bei der abermaligen Schilderung seiner schriftstellerischen Nöte hatte sich {Cederic Darwin Jr.} vorsichtshalber an den Wortlaut seines Kurantrags gehalten:

«Sobald ich eine Idee zu einem Roman habe, befällt mich der Drang, zuallererst den Klappentext zu verfassen. Auf der Suche nach immer knapperen, zugkräftigeren Formulierungen verändert sich meine ursprüngliche Idee Stück für Stück – bis schließlich eine völlig andere Geschichte herauskommt, über die ich niemals einen Roman schreiben würde. Seit nunmehr fünf Jahren verfasse ich Klappentext um Klappentext und schaffe es darüber nicht, endlich meinen zweiten Roman zu beginnen.»

Man kann sich wohl keinen geeigneteren Rahmen für eine Laudatio für Matthias Senkel vorstellen als diesen Raum hier im Rathaus von Bremen. Denn über uns schweben bereits die Leitmotive seines Schaffens: Sein erster Roman „Frühe Vögel“ kreiste um die Geburt der Raketentechnik aus dem Geist der Zeppeline und Luftschiffe, und nun im neuen Erzählband «Winkel der Welt» sendet er alle erdenklichen Schiffe – U-Boote, Fischkutter, Eisbrecher – auf Entdeckungsfahrt zu allen möglichen und unmöglichen Inseln.

Und mit dem Blick nach oben zu diesen Schwebewesen finden wir denn auch folgenden Wink bei Friedrich Nietzsche, um Senkels Werk einzuordnen: «Auf die Schiffe, ihr Philosophen!», denn, so schrieb Nietzsche in seiner «Fröhlichen Wissenschaft»: «Es gibt noch eine andere Welt zu entdecken – und mehr als eine.»

Matthias Senkel ist auf die Schiffe gestiegen, um mehr als eine Welt zu entdecken und mehr als eine Form von Literatur zu schreiben. Dabei hat er sein Gaumensegel gerade auch hier gehisst, in diesem Saal quasi, um in See zu stechen, zunächst einmal in Richtung der Insel Warez:

Eine Insel, auf der laut der *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum* von Adam von Bremen «ein wendisches Inselvölkchen» lebt, das, statt vor dem Herrn in die Knie zu gehen, Umgang mit Dämonen und «kurländischen Drachen» treibt. Von der Eiszeit, als die Felsen der Insel tief unter der Eisschicht glatt geschliffen wurden, über Pfadfinder, die die vier Findlinge des sogenannten «Drachengeleges» mit einem Lagerfeuer auszubrüten suchen, bis zum erhitzten DDR-Bonzen Lederer, der hier auf der Insel über eine Frau herfiel, jagt man in einer chronologisch durcheinandergewirbelten Schnitzeljagd durch die Geschichte der Insel, ehe sie im letzten Abschnitt, mitsamt ihren düsteren und sexuellen Geheimnissen, von vier Haarrissen gezeichnet dem drohenden Untergang entgegen gleitet... Ein kleiner Klimakrimi?

Vielleicht, doch die Botschaft bleibt genauso in der Schweben wie die Auflösung der Sexualstrafakte Lederer, die sich erst in einer Fussnote einer anderen Erzählung findet.

So fügen sich die Splitter der einzelnen Erzählungen im Kaleidoskop des Bandes zu einem Ganzen. Lesen wir etwa die Fragmente eines verhinderten Romans?

«Offene Enden» oder «Blinde Flecken» sind die letzten Abschnitte zweier Erzählungen betitelt; sie enden jäh abfallend wie die Küsten der erkundeten Inseln in der weissen Gischt der leeren Seite. Vergeblich versuchen Senkels Figuren jeden Winkel der Inselwelten auszumessen und über ihre Entdeckungen zu berichten.

Denn die Kommunikation stockt: Atlantische Telefonkabel verschlucken Satzteile, Artilleriegeschosse fressen sich im Takt unverständlicher Morsezeichen in Sandsäcke, die Flieger im Schlepptau über Warez gleiten lassen, und ein Seepfadfinder brütet über Fotos, auf denen eine Frau mit ihren Armen Zeichen aus dem Signalalphabet aussendet: «Gefragt, ob die Unbekannte eine Botschaft abgesetzt oder eine eigenwillige Choreografie einstudiert habe, entgegnete ihm der Fähnleinführer, er müsse sein Leben ändern.»

Der Faden ist gerissen. Die Sprache verhindert in all ihren Formen eine klare Verständigung.

So sitzt der Sprachforscher Aleksej Koschjelkin schon seit Jahren auf einem Eiland fest, wo er die Sprache der Waka und Jawaka untersucht und pünktlich zum nächtlichen Fischfang mit einer Petroleumlampe auf einen Mangrovenbaum klettert, um die Fliegenden Fische anzulocken, wobei ihm die Anweisungen der Eingeborenen die grammatikalische Struktur des Wakanischen Imperatifs enthüllen.

Bald aber haben sich die Geheimnisse der fremden Insel und der fremden Sprache für ihn erschöpft. Doch im zweiten Weltkrieg sinkt das Schiff, das ihn hätte abholen sollen, und so entwirft er eine ideale «Plansprache K», um seinen linguistischen Geist wachzuhalten, denn sie bildet, wie es im Manuskript seiner Grammatik heisst «Inseln der Sinnhaftigkeit in der zäh verrinnenden Wartezeit».

Doch wie Kafkas K wartet der Forscher vergeblich auf Rettung. 2004 übergibt nach dem Tsunami eine greise Jawaka die Urne mit seiner Asche sowie das Manuskript zu Grammatik und Vokabular der Plansprache K der Forschung.

Schliesslich lernt und lehrt ein gewisser Leonid Lalikow diese Ideal-Sprache. Denn in ihr könne man dreimal so schnell denken wie in jeder anderen Sprache. Das verlockt ihn trotz Warnungen, dass in ihr möglicherweise ein «psychoaktiver Schadcode» schlummert, der von den indigenen Drogen herrühren mochte, die der Forscher bei den Jawaka geschluckt hat.

Eines Tages findet der Lehrer in einer kanadischen Softwareentwicklerin Samira Taleb, die neben acht natürlichen Sprachen bereits Esperanto und Lojban fließend spricht, seine Meisterin. Die Plansprache K ermöglicht nämlich eine exakte Abbildung all unserer Gefühle und Konzepte, ja sie erweitert gemäss der linguistischen Sapir-Whorf-Hypothese, dass die Grenzen unserer Sprache auch die Grenzen unserer Wahrnehmung seien, eben auch unser Bewusstsein. Zumindest das der Kanadierin, die in der Schlusszene an der Brüstung des Balkons vielwissend auf die Wellen und Schaumkronen im Meer verweist:

«Auf ihre Frage hin erklärte Lalikow, dass er, nein, nichts Ungewöhnliches bemerke. {...} Ihr selbstsicheres Insistieren irritierte Lalikow: Er kniff die Lider zusammen und konzentrierte sich auf die Wellenmuster. Als seine Augen zu tränen begannen, verschwammen die Muster.

«Mir ist nicht klar, worauf Sie hinauswollen», sagte Lalikow.

«Aber Sie kennen doch jedes ihrer Worte», erwiderte Taleb. «Ich dachte, jeder, der dieses Sprachniveau erreicht, beginnt das alles zu verstehen. Als wäre ein Vorhang beiseite gezogen worden?»

Lalikow wandte sich ab. Um Fassung bemüht, bot er Taleb ein Glas Wein an, doch die Kanadierin wollte nicht länger bleiben, entschuldigte sich für die späte Störung. Kaum hatte sie sein Zimmer verlassen, ging Lalikow zurück auf den Balkon. Er bildete sämtliche Morphemverbindungen, mit denen sich der Widerschein auf dem Wasser sowie sein eigener suchender Blick beschreiben liessen, sank schliesslich erschöpft auf den Sonnenstuhl nieder.

In jener Nacht träumte Leonid Lalikow das erste Mal auf K.»

So endet diese Geschichte und mit ihr klingt ein Frage nach, die mich schon seit längerem umtreibt. Es gibt Autoren, denen es gelingt, das Unheimliche unseres Lebens in ganz schlichten Sätzen einzufangen – so wie Roberto Bolaño. Über ihn hatte ich mich, nach einem Besuch in Bolaños Nachlass-Archiv in Blanes, mit Clemens Setz unterhalten, der als Preisträger in Bremen seinem geistesverwandten Matthias Senkel vorgespurt hat. In einer Mail schrieb mir Setz zurück:

«Es ist immer eigenartig bei ihm, er hat irgendeine simple Szene, was weiß ich, zwei Intellektuelle treffen sich in einem Haus und gehen an einer Bücherwand entlang oder schauen aus dem Fenster in den Hof hinaus oder unterhalten sich über irgendeinen Dichter und die Preise, die er bekommen hat – und als Leser hat man Todesangst. Keine Ahnung, wie er diesen Effekt erzeugt.»

Genau das gelingt auch Matthias Senkel – in lakonischen Sätzen tritt uns unvermutet das Rätsel des Seins und das Rätsel der Sprache entgegen, und wir werden in den Hall-Raum des Nichts geworfen. Plötzlich steht man in der Leere und findet unter den Füßen keinen festen Boden mehr – versinkt im Treibsand der Worte.

Es ist, als würde der uralte Vertrag, den die Literatur mit ihren Lesern gerade auf Inseln geschlossen hat, aufgelöst und als würde jede Gewissheit in der Gischt der Wellen ausgelöscht. Seit den langen Nächten von Odysseus in der Höhle der Kalypso, seit seiner Fahrt zwischen Skylla und Charybdis sind die Sprache und die Inseln ein enges Bündnis eingegangen. Die Autoren lieben es, ihre gottgleiche Gewalt in einem überschaulichen Rahmen auszuüben, wo sie lange mit Robinson im Kreise gehen, bis aus seinen Fussspuren der Andere, Freitag, auftaucht. So können sie im abgesteckten und eng umzirkten Rahmen das Personal ihrer Romane kontrollieren.

Doch der Autor ist bei Senkel nicht mehr gottgleich. Immer wieder wird ihm die Macht durch den Zufall entzogen, und plötzlich stirbt eine Figur, weil ihr ein Lektor die Waffe gestrichen hat, mit der sie sich verteidigen wollte. So lässt er auch den allseits beliebten «Atlas der abgelegenen Inseln» von Judith Schalansky weit hinter sich und weitet die Literatur ins Sprachphilosophische wie in der Schlusszene über die Plansprache K.

Die Verunsicherung des Lesers wird durch kommunizierende Röhren, die unter den einzelnen Sinninseln verlegt werden, noch vertieft. So taucht die kanadische K-Kennerin Samira Taleb in einer anderen Erzählung wieder auf und referiert in ihrer, wie es heisst, «letzten Vorlesung»:

«Die Gegenwart ist immer das absolute Maximum der Unordnung; ein Wellenkamm, auf dem wir weiter in den Möglichkeitsraum der Zukunft treiben, während wir mit aller Kraft versuchen, die Vergangenheit in eine gewünschte Ordnung zu bringen.»

Die gewünschte Ordnung des Romans hat Senkel schon in seinem Erstling «Frühe Vögel» durchkreuzt: Einzelne Kapitel sind in alphabetisch geordnete Sequenzen aufgeteilt, die man der Reihe nach lesen kann; man kann aber auch einem chronologischen und linearen Verweissystem am Schluss der einzelnen Sequenzen folgen.

Und Senkels zweiter Roman «Dunkle Zahlen» gibt sich als Übersetzung eines russischen Sprachpoems aus, das von einer Maschine entworfen wurde, um deren Erfindung der Roman selbst kreist. Dort kann man auch den einzelnen Kapiteln folgen, die verwirrend angelegt sind; oder man kann dem Programmcode der Rechenmaschine folgen und gleichsam einen konventionellen Abenteuerroman lesen.

Und nun also legt Matthias Senkel einen Erzählband vor: Wirklich?

Das Motto verweist auf eine Erzählung über den Fondsmanager Jonathan Kevlier, dessen kreativer Umgang mit Worten und Zahlen ihn ins Fadenkreuz der Finanzfahndung brachte, weshalb er sich unter dem Deckname Cederic Darwin Jr. und unter dem Vorwand, seit der Veröffentlichung seines ersten Romans unter Schreibstau zu leiden, in ein Kurhaus für Autoren auf der Insel Curacao flüchtet.

Dort sitzt auch die japanische Autorin Fumiko Okashimo, die wiederum unter Hypografie leidet. Zu jedem Klappentext schreibt sie zwanghaft Romane. Eigentlich ein Traumpaar. Als Cederic nach seiner Flucht im Motorboot doch noch ein zweiter Roman gelingt, treffen sich die beiden bei einer Lesung wieder und ein Happy End scheint nah. Doch man liest:

«Ihr inniger Kuss, der in einer früheren Fassung des Romans zu einer Vielzahl weiterer Verwicklungen geführt hatte, war jedoch einer Kürzung anheimgefallen – weshalb die beiden die Lesung ungeküsst und in entgegengesetzter Richtung verliessen.»

Nachdem sich die beiden Figuren Cederic und Fumiko wie zwei Tangenten im unendlichen Möglichkeitsraum der Literatur getroffen haben, streben sie wieder auseinander, um in anderen Erzählungen aufzutauchen. Und so dämmert uns: Vielleicht hat Matthias Senkel mit diesen Erzählungen, ohne dass wir es bemerken, in Tat und Wahrheit seinen dritten Roman geschrieben.

Wie die Figuren wuchern nämlich auch die Motive und die literarischen Bezüge rhizomartig unter der Oberfläche der Texte und tauchen plötzlich und unerwartet in anderen Erzählungen wieder auf, so dass sich bei der Lektüre aller Erzählungen gerade durch die Lücken und Brüche im Kopf jeder Leserin und jedes Lesers ein unbekannter Roman abzeichnet: In diesem Sinn formen die vorliegenden Erzählungen Variationen eines potentiellen Romans.

Damit reiht sich Senkel in die Tradition von «Oulipo» ein. Nach den Dadaisten und den Surrealisten formten die «Oulipoeten» in Paris eine weitere Avantgarde-Gruppe. Im Rahmen eines «Ouvroir de littérature potentielle», einer «Werkstätte für potentielle Literatur» also erforschen sie nach mathematischen Regeln das literarische Potential sprachlicher Konstrukte. Die Lektüre von Raymond Queneaus Sonetten «Cent mille milliards de poèmes» etwa würde allein schon 21 Jahre in Anspruch nehmen. Und Georges Perec schrieb einen Kriminalroman, bei der sich die gesuchte Leiche als Buchstabe entpuppt: Der Krimi ist ohne ein einziges «E» geschrieben. Mit ihren sprachspielerischen und mathe-magischen Werken machten die Oulipoeten eine Prophezeiung Nietzsches wahr: «Literatur des 20. Jahrhunderts: verrückt und mathematisch zugleich, analytisch-phantastisch: die Dinge wichtiger und im Vordergrund, nicht mehr die Wesen.»

Der Satz taucht wohl nicht zufällig unter den verworfenen Motti von Senkels Roman «Dunkle Zahlen» auf... Und in der Tat könnte man sagen, dass Senkel mit seinen scheinbar schlichten, aber tatsächlich komplex gebauten Erzählungen diese Tradition der Literatur ins 21. Jahrhundert überführt. Weniger analytisch und dogmatisch als Oulipo, aber ebenso mathematisch und verrückt.

Als Fraktale verlieren sich die Umrisse der Küsten all seiner Inseln genauso wie die Erzählungen selbst im Meer des Grenzenlosen: Ein Klappentext birgt eine Erzählung in sich, die einen Roman in sich trägt. Willkommen im Reich der fraktalen Phantastik!

Und so freuen wir uns alle auf den dritten oder eben: auf den vierten Roman von Matthias Senkel.

Denn es gibt bei ihm, wie Nietzsche sagen würde, noch eine andere Literatur zu entdecken – und nicht nur eine!

Dafür zeichnet die Jury Matthias Senkel mit dem Förderpreis aus.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de